

12]

Neu-Karthago.

(Nachdruck verboten.)

Die Antwerpener Kaufmannschaft sah in all diesen Geschichten nur Ammenmärchen, die der Phantasie von Neidern und politischen Gegnern Déjard's ihr Entstehen verdankten. Selbst Herr Dobouziez, der sich für Déjard so wenig begeisterte wie für irgend einen anderen, wollte nicht zugeben, daß man den weitblickenden, unternehmungslustigen Rheder für ein Vergehen, oder richtiger gesagt, für ein bedauerliches Vorkommniß verantwortlich machte, das sein Vater wahrhaftig hart genug gebüßt hatte. Saint-Jardier seinerseits empfand für den unerlöschenden Draufgänger ein Gefühl aufrichtiger Hochachtung, das seinem nachfühlenden Verständniß entsprang. Es hätte seinem sehnlichsten Wunsche entsprochen, ihm als ergebener Gehilfe Dienste zu leisten, denn der „Pasha“ hatte etwas von jenen Bluthunden, die die Pflanze auf die Spur ihrer flüchtigen Sklaven heken. Dieser Déjard wäre der rechte Sozjus für ihn gewesen, statt dieses korrekten Dobouziez, dessen lächerliche Gewissensbedenken ihm ein Grund beständiger Aergernisse waren.

Laurent hatte diesen Déjard nie vorher gesehen und hatte ebenso wenig etwas von dem gehört, was man über ihn sprach, aber trotzdem konnte er vom ersten Augenblick an das Gefühl einer unüberwindlichen Abneigung in Gegenwart des Mannes nicht los werden. Es überkam ihn wie eine schmerzliche Vorahnung, sein Herz krampfte sich zusammen, und als er seine Blicke wieder auf die Landschaft richtete, schien ihm die Gegend wie in einem Trauerschleier gehüllt. Gerade als die Fulton'sche Werft hinter einer Flußbiegung verschwand, fiel sein Blick noch einmal auf das hochragende Gerüst, das den in Bau befindlichen Schiffsrumpf umkleidete. Das viel verflochtene Stangen- und Sparrentwerk bot das Bild eines Riesenskeletts, an dem hier und da Fleischstücken und verkohlte Kleiderreste hingen. Das düstere Bild war nach einer Sekunde wieder verschwunden, neue landschaftliche Reize fesselten Laurent's Aufmerksamkeit, und die gute Laune, die ihn einen Augenblick hatte verlassen wollen, war bald wieder zurückgekehrt.

Man hatte es nicht der Mühe für werth gehalten, den jungen Paribael dem Besitzer der Yacht vorzustellen. Déjard hatte des öfteren einen scharfen, mißtrauischen Blick auf den Durchein geworfen, dem es in seinen neuen Kleidern nicht recht zu behagen schien, und der, abseits von der übrigen Gesellschaft, hartnäckig die wenig abwechselungsreiche stänische Landschaft betrachtete, deren Reizen das gewerbmäßige Touristenvolk keinen Geschmack abzugewinnen weiß. Der Rheder hatte schlechlich Erkundigungen über den Eindringling eingezogen und bezogte nicht übel Luft, stoppen und ihn ans Land setzen zu lassen.

„Lassen Sie ihn nur in Gottes Namen!“ sagten die eleganten jungen Herren Saint-Jardier. „Es ist ein armer Verwandter der Dobouziez's . . . Er soll morgen nach einem ausländischen Erziehungsanstalt befördert werden. Da muß man ihm schon seine Schweigensamkeit zu gute halten!“

„Versteht sich!“ bemerkte Déjard, der sich, nachdem er über die belanglose Persönlichkeit unterrichtet worden, um den Jungen nicht weiter kümmerte. Wie sollte auch der mächtige Krösus dazu kommen, dem unscheinbaren Passagier des Hinterbunds Beachtung zu schenken. Wenn er freilich hätte ahnen können, welch' bedeutende Rolle diese belanglose Persönlichkeit dereinst in seinem Leben zu spielen ausersuchen war! — Die übrigen Theilnehmer der Lustfahrt nahmen kaum Notiz von Laurent's Anwesenheit, der, weit entfernt, diese Vernachlässigung übel zu nehmen, froh war, sich ungestört mit seinen Gedanken beschäftigen zu dürfen.

Kousine Lydia in immergrüner, mit Epheuranen besetzter Robe, die ihr das Ansehen eines wandelnden Jasses gaben, war im Schweiße ihres Angesichts beständig hinter der Dienerschaft her, die die mit Eß- und Trindwaaren wohlgefüllten Körbe in ihrer Obhut hatte. Vetter Guillaume besprach mit Déjard, Saint-Jardier und dem Advokaten Vanderling geschäftliche Angelegenheiten. Wenn diese ersten Männer die Schelde eines Blickes würdigten, so geschah es nur in Hinblick der Vortheile, die ein Finanzkonsortium bei Anlage einer Zündholzfabrik oder eines Guanolagers aus der Wasserkraft ziehen konnte.

Regina, in theerosenfarbiger Mousselinrobe, das hochfrisirte Haar von einem breitrempigen Strohhut à la Lamballe bedeckt, bildete den Mittelpunkt und die Seele einer Schaar junger Mädchen, die sie durch ihre koshaften Bemerkungen über die um die Brüder Saint-Jardier versammelten jungen Leute aufs beste unterhielt. Die beiden letzteren traten ab und zu an die lachende Mädchenschaft heran, um ihr mit irgend einer faden Schmeichelei eine klägliche Huldbildung darzubringen. Die kleinen Vanderling's, zwei dralle Blondinen mit runden Formen und sümmgefälligen Reizen, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube machten, hatten es den jungen Herren besonders angethan.

Die Yacht war in glatter Wendung bei der Landungsbrücke von Hemizen vor Anker gegangen. Nach gescheneher Landung nahm das Vergnügungsprogramm seinen vorgeesehenen Verlauf. Die Ausflügler erkundigten sich unterwegs in erster Linie nach dem Namen der Eigentümer der verschiedenen Landhäuser und Schlösser. Die Herren schätzten die Pferdebestände der Ställe ab, während die Damen ihre Freude über die schönen weißen Schwäne und die nicht minder schönen rothen Rosen lebhaften Ausdruck gaben. Und als die Gesellschaft vor dem vergoldeten, die baumbesetzte Zufahrtsstraße abschließenden Parkthor, durch dessen Gitter man jenseits des wohlgepflegten englischen Wiesenplanes das Kleinod eines Renaissancegeschloßchens erblickte, respektvoll Halt machte, bemerkte Déjard, der mit seinem unzertrennlichen Adolatus Dupouilly nähergetreten war: „Ja, hübsch ist das Ding, das muß man sagen. — Es gehört dem Baron von Baerbant. — In der That, sehr chic und gefällig, schade nur, daß es zu drei Vierteln überschuldet ist . . . Man könnte die Parade für fünfzigtausend Frank haben, ungerechnet freilich die Hypothekenschuld, die gut und gern hunderttausend Frank betragen dürfte, was der Beachtung etwaiger Kauflustiger empfohlen sei.“

„Ein Junker, der sein Leben lang nichts anderes that als Lumpen und Liedern, hat die Strafe ehrlich verdient,“ setzte Dupouilly in dem näselnden Lout eines Grabgefänge plärrenden Kirchengängers hinzu.

Die eben gehörten Biffen kühlten die Bewunderung der wohlgezogenen Leute, die sich ausnahmslos in geordneten wirtschaftlichen Verhältnissen befanden, merklich ab. Sie zogen verdrießlich ihre Straze weiter und empfanden so etwas wie Scham, daß sie ihre Aufmerksamkeit überhaupt diesem Grundstück zugewandt hatten. Fast machte es den Eindruck, als fürchteten sie, der ruinirte Besitzer könnte aus irgend einem Seitenpfad hervorbrechen, um bei ihnen einen Pump aufzunehmen.

Nach einstündiger Wanderung unter der blauen Himmelskuppel, zu der der Flug jubilirender Lerchen emporstieg, quer über die Wiesenflächen, deren hochgetürmten Heuschobern ein starker Wohlgeruch entströmte, beherrschte alle das gleiche, unausgesprochene Gefühl, daß man nun von dem Grün, von dem Blau, den verschlossenen Wirtschaftsgebäuden und den Gutshöfen, deren Besitzer man nicht kannte, übergenug hatte. Man machte in einem Lammengelöß Halt, einer armseiligen, mit vieler Mühe geschaffenen Baumanlage, die der glückliche Besitzer, der erste Kommiss des Hauses Dobouziez, als eifriger Naturschwärmer und Verehrer ländlicher Picnicks hier ins Leben gerufen hatte.

Die Sonnenschirme der Damen verstärkten als willkommene Schattenpender den Schutz, den die Zweige des Nadelholzes gegen die zudringlichen Strahlen der Sonne gewährten. Man packte die Proviantkörbe aus, als kalt und trank warm, da der sinnreich konstruirte Champagner-Kühlapparat jeden Dienst versagte, wie das mit der Wehrzahl aller sinnreich konstruirten Apparate der Fall zu sein pflegt. Das Dejeuner nahm gleichwohl einen recht anregenden Verlauf, dank dem vertauselten, widerstehenden Apparat und der entsetzlichen Hitze fehlte es ja auch nicht an interessantem Gesprächsstoff. Die Raupen und Käfer, die auf die Teller fielen und den aufstreichenden Damen in den Hals krochen, verschafften Gaston und Athanase Saint-Jardier die willkommene Gelegenheit, bei Angela und Cora Vanderling als Raupenbesreier gewissenhaft ihres Amtes zu walten. Sie gingen den beiden Damen gar nicht mehr von der Seite, deren kokette Mägdchen ihre Wirkung allem Anschein nach nicht verfehlt hatten.

Ein Trupp von Landleuten schritt, von der Kirche heimkehrend, eilig dem Dorfe zu. Mißtrauisch und verlegen blieben die Leute zunächst in ziemlicher Entfernung stehen, ehe sie nach getroffener Vereinbarung mit tölpelhafter Unentschlossenheit das Wagniß unternahmen, sich den Stadtleuten zu nähern. Den Herrschaften machte es nicht geringes Vergnügen, in die Schürzen der puterrothen Weiber und die Zuckertaschen der verblühten Männer die Reste der Fleischpasteten, belegten Butterbrote, schlecht abgenagten Knochen und Geflügelreste zu stopfen, und als sich die also Beschenkten wieder auf den Weg machten, rief man sie noch einmal zurück, um jedem Einzelnen noch eine halbgeleerte Flasche Wein unter den Arm zu schieben.

Der ergöbliche Zwischenfall unterhielt die Ausflügler auf's Beste, bis die Stunde herangekommen war, die im Programm für die Besichtigung der Dobouziez'schen Besingung angesetzt war. Vetter Guillaume wollte als guter Fußgänger auf einem Umweg zurückkehren, seine Gäste wünschten indessen zunächst Auskunft darüber zu erhalten, ob man dort auf mehr Schatten zu rechnen hätte und ob man etwas anderes als Bäume und Wiesen zu sehen bekommen würde. Da sich aber Herr Dobouziez trotz allem Kopfschütteln keiner anderen Sehenswürdigkeit als einer Brennerei und des Waffendepots von Saint-Bernard auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege zu erinnern vermochte, zog die Mehrheit der Gesellschaft vor, den kürzesten Weg, auf dem sie hergekommen, auch für den Rückmarsch zu wählen, selbst auf die Gefahr hin, dem geldbedürftigen Baron in die Arme zu laufen.

Nach der Ankunft zogen sich die Damen in ihre Gemächer zurück, um vor dem Diner Toilette zu machen, während die Herren die Besingung in Augenschein nahmen.

Beim Diner, das ganz geeignet war, die Herrschaften für die Unzulänglichkeit des frugalen Bidnicks schadlos zu halten, lobte man einstimmig das Waldfrühstück und pries die Vortheile der Bewegung in der frischen Luft, deren appetit-erregende Wirkung man an sich selbst erprobt hatte.

Der Kaffee wurde auf der Parkterrasse eingenommen. Béjard führte Gina zum Klavier und bat sie, etwas zu singen. Der herrliche Sommerabend lockte Laurent hinunter in den Park, zu dem die Schelde eine frische Brise heraufschickte, den der Wohlgeruch der Blumen erfüllte und dessen sinnbethörendes Schweigen nur das Gezirp der Grillen und das leise, sammetweiche Schwirren kreuz und quer fliegender Fledermäuse unterbrach, die die ungewohnte Anwesenheit der Herrschaften aus ihrer Ruhe geschreckt.

Laurent stand in der Mitte des englischen Rasens und lauschte Gina's Stimme, deren klarer, hellklingender Ton an sein Ohr drang. Sie sang den Walzer aus Gounod's „Romeo und Julia“ mit so vollendetem Vortrag, daß man über der meisterlichen Wiedergabe die leichte Werthlosigkeit des Stückes vergessen konnte.

Die Hörer, Béjard und die beiden Saint-Fardies allen voran, klatschten begeistertsten Beifall und verlangten eine Wiederholung. Laurent seinerseits bahnte sich einen Weg durch das Gedränge, um zu der schönen Sängerin zu gelangen und Abschied von ihr zu nehmen, denn er sollte morgen in aller Frühe mit dem ersten Zuge seine Reise antreten. Er hatte der Kousine so viel zu sagen. Vor allem drängte es ihn, ihr für die Güte, die sie ihm die letzten Tage erwiesen, zu danken und sie zu bitten, ab und zu einmal seiner zu gedenken. Es war ihm indessen nicht möglich, mehr als ein einfaches Lebewohl zu stammeln. Gina reichte ihm nachlässig die Fingerspitzen, sie hielt es nicht einmal der Mühe werth, sich nach ihm umzusehen, sondern setzte ihr kokettes Plänkelspiel mit Herrn Béjard fort. Laurent verzweifelte schon, von ihr noch ein gutes Wort zum Abschied zu erhalten, als sie sich plötzlich ihm zuwandte und mit frohigem Tone sagte: „Gute Nacht, Laurent, trachten Sie, sich brav zu halten und etwas Nüchternes zu lernen!“

Das war alles! Herr Dobouziez in eigener Person hätte sich nicht besser ausdrücken können! (Fortsetzung folgt.)

Ein tibetanischer Wunderdoktor.*)

Das seltsamste Heilmittel sah ich im Orte Kugja anwenden. Ich hatte ein tibetanisches Lager von einigen zwanzig oder dreißig Zelten betreten, als meine Aufmerksamkeit durch eine erregte Menge gefesselt wurde, die sich um einen alten Mann, dem man die Kleider

ausgezogen, versammelt hatte. Er war mit Striden festgebunden, und auf seinem Gesicht spiegelte sich Todesangst wider. Neben dem Leidenden kniete ein großer langhaariger Mann mit rothem Rod und schweren Stiefeln und betete inbrünstig, indem er sein Gebetsrad, das er in der rechten Hand hielt, herumdrehte.

Da meine Neugier erregt war, näherte ich mich der Versammlung, worauf drei oder vier Tibetaner sich erhoben und mir Zeichen machten, wegzugehen. Ich that, als ob ich sie nicht verstände, und nach einer hitzigen Erörterung wurde mir gestattet, zu bleiben.

Augenscheinlich wurde von einem tibetanischen Medicinmann eine Operation vorgenommen, und die Spannung der um den Kranken versammelten Menge war groß. Der Doktor war emsig beschäftigt, Zünder herzustellen, die er sorgfältig in Seidenpapier einwickelte. In der Mitte durchgeschnitten, bildeten sie zwei Kegele, jeder mit einem zusammengebrochten Papierschnitzwerk an der Spitze. Als er sechs oder acht fertig hatte, ließ er seinen Patienten oder vielmehr sein Opfer eine sitzende Stellung annehmen. Ich fragte, was dem Kranken fehle. Nach dem, was sie mir sagten, und nach einer auf eigene Hand angestellten Untersuchung war ich überzeugt, daß der Mann an Herynschuh litt. Die Kur interessirte mich jedoch mehr als die Krankheit selbst, und als der Doktor sah, wie sehr mich seine Verrichtungen fesselten, forderte er mich auf, mich neben ihn zu setzen.

Zuerst rief der Mann nach Feuer; eine Frau reichte ihm von einem nahen Feuer einen lodernden Brand. Er schwang ihn in der Luft hin und her und sprach dabei Beschwörungsformeln. Danach wurde der Patient einer gründlichen Untersuchung unterworfen, bei der er jedesmal, wenn die langen knöchigen Finger des Arztes seine Seiten berührten, ein durchdringendes Seheul ausstieß, worauf der Mann der Wissenschaft seine mit offenem Munde da sitzenden Zuschauer belehrte, daß der Schmerz dort sähe. Jetzt setzte der Doktor eine ungeheure große Brille auf, und nachdem er zuerst die Nabelgegend des Kranken mit der flachen Hand gerieben hatte, maß er mit dem gebogenen Daumen zwei Zoll jeder Seite und unterhalb des Nabels ab. Zur Bezeichnung dieser Abstände benutzte er das brennende Holzstück, das er an diesen Stellen auf das Fleisch drückte.

„Murr, murr!“ (Butter, Butter) war das, was er zunächst verlangte, und so wurde Butter gebracht. Er rieb ein bißchen davon auf jeden Brandfleck. Dann wurde auf jeden derselben ein Kegele gesetzt und so lange gedrückt, bis er mit der Spitze nach oben festsaß. Indem er zuerst die Kegele eines Rosenkranzes schob, dann die Gebetsmaschine drehte und Gebete murmelte, arbeitete sich der Medicinmann in einen Zustand vollkommener Raserei hinein. Er starrte die Sonne am Himmel an, erhob seine Stimme von schwachem Geflüster zu einem donnernden Bariton, und seine ganze Zuhörerschaft schien von dieser Vorstellung so ergriffen, daß sie alle bebten und zitterten und in ihrem Schrecken beteten. Jetzt faßte er des brennende Holz wieder nervös mit einer Hand und brachte, indem er mit der ganzen Kraft seiner Lungen darauf blies, eine Flamme hervor. Die Aufregung der Menge wuchs aufs Höchste; den Kopf zur Erde geneigt, betete jeder inbrünstig. Der Doktor schwenkte das brennende Holz drei- oder viermal in der Luft und führte die Flamme dann an die Papierzäpfel der Kegele. Allen Aufsehe nach hatte man zur Herstellung derselben Salpeter und Schwefel gemischt; sie brannten schnell und machten dabei ein Geräusch wie eine brennende Mühschnur.

Die Aufregung der Zuschauer war aber in diesem Moment nicht mit der Aufregung des Patienten zu vergleichen, der die Wirkung dieses primitiven Heilmittels zu fühlen begann. Das Feuer sprühte ihm auf die nackte Haut. Das Mittel wirkte! Schaum kam dem unglücklichen Manne aus dem Munde, seine Augen traten aus ihren Höhlen. Er klagte und stöhnte jämmerlich und machte verzweifelte Anstrengungen, die Bände zu lösen, die seine Hände auf dem Rücken festhielten. Zwei kräftige Männer sprangen vor und hielten ihn, während der Medicinmann und alle anwesenden Frauen über die ausgestreckte Gestalt gebeugt mit aller Macht auf die Reste der drei rauchenden Kegele bliesen, die sich tiefer in das Fleisch des unglücklichen Opfers einbrannten.

Der Schmerz, über den der Mann geklagt hatte, schien rund um die Hüften zu gehen; deshalb begann der sonderbare Arzt, nachdem er die Arme seines Patienten vom Rücken los- und vorn wieder festgebunden hatte, seine Messungen von neuem, diesmal vom Rückgrat ausgehend.

„Tschik, ni, sum!“ (eins, zwei, drei) rief er aus, während er die drei Stellen wie vorher bezeichnete, sie mit Butter beschmierte und die Kegele auf ihnen befestigte. Nun folgte eine Wiederholung der vorherigen Aufregung, Gebete, Todesqual und Verrentungen. Aber der Patient war noch nicht gänzlich geheilt, und folglich wurden trotz meines Protestirens und Wiltens noch weitere Kegele auf seinen beiden Seiten angezündet. Der arme Bursche hatte jetzt einen Kreis schwerer Brandwunden rings um den Körper.

Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, daß als die Operation nach zwei Stunden vorüber war, aus dem Kranken ein Sterbender geworden war.

An der Absicht, von diesem hervorragenden Arzte (er stand bei den Tibetanern in großem Ansehen) einige Winke über Heilkunde zu erhalten, sandte ich ihm ein kleines Geschenk und forderte ihn auf, mich zu besuchen. Er war sehr geschmeichelt und trug kein Verlangen, seine Methode geheim zu halten, ja, er forderte mich sogar dringend auf, einige seiner unvergleichlichen Heilmittel zu versuchen.

*) Aus dem soeben im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Buche: „Auf verbotenen Wegen.“ Reisen und Abenteuer in Tibet. Von Henry S. Randor.

Nach seiner Meinung sollte das Feuer die meisten Krankheiten heilen; was Feuer nicht heilen könnte, würde Wasser heilen. Trotzdem hatte er einige kleine Pakete mit verschieden gefärbten Pulvern, denen er außerordentliche Kräfte zuschrieb.

„Ich fürchte, Dein Patient wird sterben,“ bemerkte ich.
„Das mag sein,“ war die Antwort, „aber daran wird der Patient schuld sein, nicht die Kur. Außerdem, was kommt es darauf an, ob man heute oder morgen stirbt?“
Und mit diesem berufswidrigen Diktum verließ er mich. —

Kleines Feuilleton.

—w— Der Unfall. So, das war wieder nichts gewesen! Der große Konfektionär konnte nur solche Hausdiener gebrauchen, die schon im Fache gearbeitet hatten. Ja, so hatte der lebhaft, elegant gekleidete Mann geschäftsmäßig zu ihm gesagt. Nun, für heute war es also nichts mehr. Die große Uhr drüben über dem Uhrenladen zeigte schon auf halb drei. Das war die Zeit, wo die Chefs zu Tisch gingen.

Er bog in die Leipzigerstraße ein. Zwischen Damen mit Püchchen und zum Geschäft eilenden Verkäuferinnen schritten würdevoll, mit dem Ausdruck kaufmännischer Liebenswürdigkeit, mehrere Geschäftsbesitzer. Einige, denen aus ihrem tadellosen Anzug, der festgeknüpften Kravatte und den neuen Glacés die übertriebene Solidität, die Pedanterie der Zahlemenschen guldte, hatten ihren Regenschirm geöffnet. Doch schätzte der sie nicht vor der Feuchtigkeit, die in ganz feinen, mit blohem Auge nicht erkennbaren Tropfen, die Luft durchzitterte. Vorsichtig setzten sie ihre Füße. Das Pflaster war glitschig. Auf dem Straßendam lag ein zäher Brei, daß die Wagen schleuderten und die elektrische Bahn unaufhörlich ihr grelles Klängen ertönen lassen mußte. Die Pferde dampften und leuchteten. Bedrückender Dunst legte sich über die Menschen und die Wagen.

Die Geschäftsleute gingen zu Tisch. . . . Ihn erwarteten wieder fragende Gesichter. Und Essen? Gestern Abend hatten sie die letzten Brotreste in Wasser aufgeweicht.

Ha! Wie glatt das hier ist! Weinak wäre er hingeschlagen. Die Stiefelabläge, die sind fast ganz ruuter. Wenn die gerade wären, dann würde er wohl nicht rutschen. Und dann war es auch gerade eine Einfahrt mit großen Steinen, die von den vielen tausend Fußgängern, die über sie hinweggeschritten, blankgeschuert worden. Da mußte ja jeder ausrutschen. Na, da wäre er auch ausgerutscht, wenn die Ablage grade gewesen wären.

Wie das wohl ausgesehen haben mag, als er mit den Händen in der Luft herumfuchtelte, um sich auf den Füßen zu halten? Lächerlich, recht lächerlich.

Er sieht sich flüchtig um. Die Vorübergehenden kümmern ihn alle nicht. Was die denken, ist ihm gleich. Aber die junge Dame, die schräg hinter ihm geht! Das ist ihm peinlich, daß sie seine komischen Verrentungen gesehen hat. Und er betrachtet sie heimlich, indem er scheinbar in die Läden sieht, an denen sie vorübergeht. Sie hat gar nichts Auffallendes oder Prahlereiendes in der Kleidung. Und doch sieht sie nach besonderem aus: Graues Kleid mit schwarzlichem Pelz. Aber das Gesicht hat so etwas Verständnißvolles, Leidendes.

Ihm frieren die Hände. Er steckt sie in die Taschen. Jetzt kommt wieder eine Einfahrt mit großen Steinen. Sie ist noch abschüssiger und glatter wie die vorige. Ihn wallt der Uebermuth hoch. Er will stolz, aufgerichtet darüberhin balanzieren. Aber in der Mitte wird er plötzlich unsicher. Er glaubt, die junge Dame beobachtet ihn, ob er nicht wieder so komische Seit tänzerstücke machen werde. Da rutscht er auch schon. . . .

Im Thorweg kommt er wieder zu sich. Er lehnt an der Mauer. Zwei Männer halten ihn. Ueber seinem Auge sticht es. Mit dem Handrücken drückt er zitternd drauf. Es ist feucht, warm; er blutet. Ihn, also gestürzt! Mehr vor Schreck als vor Ungeschicklichkeit. Und dann die Schwäche. Seit gestern dem unablässig wie eine Maschine arbeitenden Magen keinen Stoff zum Verarbeiten gegeben! Und er schlägt nochmals die Augen. Er hört, wie die ihn umdrängenden Menschen flüstern und rufen: „Er wird wieder beivußtlos!“

Er sieht auf. Neugierige, entsetzte Augen starren ihn an. In manchen liegt auch etwas Ekel. Er sieht an sich herunter; von oben bis unten ist er voll Straßenschmutz. Ganz mechanisch streicht er schwerfällig über die kleine Wunde auf der Stirn. Sie blutet weiter. Aber sie schmerzt fast garnicht. Nur ein bißchen Brennen. Er würde weiter gehen, wenn er sich nicht so schwach fühlte. Das Geräusch der Straße summt ihm in den Ohren. Da dringt eine scharfe Stimme an sein Ohr: „Der Mann muß nach der Unfallstation! Sofort! Wer weiß, was ihm passiert ist!“

Er erkennt den großen Konfektionär. Wie mitleidig das Geschäftsgefiht verzerrt ist! Warum hat er ihm keine Arbeit gegeben? Dann hätte ihn die Schwäche nicht so übermannt. Und als alle auf ihn einreden: „Nach der Unfallstation! Nach der Unfallstation!“ richtet er sich trotzig auf und drängt sich durch: „Das werden wir nicht machen, und es wird auch gehen!“

Die Mitleidigen sind verlegt, entrüstet. Ein Herr, der einen Schutzmann geholt hatte, entschuldigt sich bei diesem, daß der Verunglückte den Hohn hört. Nur die junge Dame sieht ihn freundlich, aufmunternd an.

Er will gar keine Hilfe. Wenn man ihn verhungern läßt, warum denn nicht auch verunglücken? Und er geht vor der jungen

Dame her, unsicher, weil er sich von ihr beobachtet glaubt. Regelmäßig wischt er das Blut ab. —

Kunst.

— hl. Eine deutsche Plakat-Ausstellung ist in den Räumen des ersten Stods Leipzigerstr. 128 veranstaltet worden. Der erste Eindruck, den man von ihr empfängt, läßt schon den starken Einfluß erkennen, den die in allen deutschen Kunstzentren in den Vorjahren veranstalteten Ausstellungen von modernen Plakaten des Auslandes auf die deutschen Künstler ausgeübt haben. Die Prinzipien des Plakatsstils, die in den Arbeiten eines Chéret, Lautrec-Toulouse, in den englischen und amerikanischen Plakaten zum Ausdruck kamen, haben sich auch bei den deutschen Künstlern durchgesetzt: eine flächenhafte Behandlung mit einfachen, klaren Konturen- und eine ebenso klare, auf wenigen starken Gegenständen beruhende Farbengebung, so daß aus diesen beiden Elementen ein Bild entsteht, das auch für den flüchtigen Blick aus der Entfernung sofort erkennbar ist und sich einprägt. Da für den Druck eines jeden Farbentons eine besondere Platte nötig ist, so kommen diese Forderungen auch den Bedingungen der Technik entgegen; je weniger Platten gebraucht werden, um so besser. Aber andererseits erfordert gerade diese Einfachheit der Technik ein großes künstlerisches Vermögen, ein feines Gefühl für Linien- und Farbentombposition, ein gewisses Etwas, das man gemeinhin „Geschmack“ nennt und das ebenso wenig zu definieren als zu erarbeiten ist. Gerade dieses letztere war es, was an den Plakaten der Franzosen und Amerikaner so sehr gefiel, und — dies ist es auch, woran es den deutschen Plakaten noch so vielfach fehlt. Sehen wir von vorn herein von den in der gegenwärtigen Ausstellung auch noch zahlreich vertretenen Plakatbildchen „niedlichsten“ Genres ab; auch unter den stilisierenden Plakatenwürfen kommen ganz groteske Arbeiten vor, die um so hilfloser erscheinen, als das Vorbild bei ihnen gar zu deutlich durchschimmert. Besonders die Umrandung der Konturen durch eine weiße Linie, die Bradley bei seinen oft einfarbigen Entwürfen angewendete, durch die er die entzündende Grazie seiner Linien so fein zu steigern wußte, hat es vielen angethan. Nur fehlt eben ihren Linien die Grazie; dafür haben aber sie statt der einen womöglich drei Konturlinien in verschiedenen Farben. Ein anderer Amerikaner, Woodbury, hatte prachtvoll stilisierte Bäume entworfen, unter denen eine Frau mit ihrem Kinde lustwandelte; hier lehren die Bäume in derselben Art wieder, und an dem einen Ast hängt sinnig — ein Pneumatik, zu dessen Ruhme das Plakat dienen soll. Ueberhaupt finden sich ganz groteske „Ideen“. Sicherlich liegt es im Wesen des Plakats, daß die Idee einem sofort einleuchten, sogar verflüchtigen muß — damit sie im Gedächtniß haftet. Aber daß man, um eine Zigarette anzupreisen, auf einem riesig hohen Plakat einen Ritter in voller Rüstung zu Pferde auf einen schroff vorpringenden Felsen klettern läßt, um dort Pferd und Reiter den Duft einer Zigarette, die unten brennend liegt, mit allen Zeichen der Begeisterung einathmen zu lassen, — das ist eine jener Ungeheuerlichkeiten, vor denen ein guter Geschmack den Künstler bewahren würde. Dabei ist dieses Plakat von G. Brandt in seiner künstlerischen Durchführung sehr werthvoll. Uebri gens scheinen sich die Veranstalter der Ausstellung über den Werth der — ohne Jury aufgenommenen — Arbeiten durchaus klar gewesen zu sein. In dem vorderen Raum ist ziemlich Alles zusammengebracht, was ernsthaft in betracht kommt. Es ist nicht allzuviel, aber es sind gute Leistungen darunter. Eins scheint charakteristisch. Die besten Arbeiten haben nichts gemein mit jener Leichtigkeit, die an den Franzosen so gefiel, mit der sprühend lebendigen Kunst der Chéret und Forain; es sind vielmehr ernste, gebiegene Werke von einer bedeutend stärker betonten Bildwirkung. So ist ein Plakat des Münchener Fritz Rehm (für Kinderernährung), ein abgerundetes, in einer schönen Waldlandschaft, rankt sich eine köstliche stilisierte Umrahmung, zwei Bäumchen, deren Gezweig und Blätter sich oben und deren Wurzeln sich unten ineinander ärgeln. Es würde zu weit führen, die erwähnenswerthen Arbeiten einzeln durchzugehen, es muß genügen, die Namen aufzuführen. Von dem Dresdener Fritz Philipp Schmidt, von dem Darmstädter Schmoll von Eisenwerth, von Eisarz, Schmidhammer und Rösl in München, von Reuenborn (Düsseldorf) und von den Berlinern Halle, Baluschel, Edel, Brandenburg, von Vanselow u. a. sind beachtenswerthe Arbeiten ausgestellt. Gegenüber diesen meist als Bild gearbeiteten Plakaten fällt die stark stilisierende Art Albert Knab's (Berlin) sehr günstig auf, der entweder nur dekorative Linien und Flächen giebt oder etwa aus einer Landschaft die Silhouette einer hochstehenden Windmühle nimmt und sie in einen kräftigen Farbkontrast zu dem Hintergrund setzt. —

Volkshunde.

kg. Die Macht der Klänge im Volksglauben. In der Zeitschrift „Melusine“ wird eine Reihe von interessanten Beispielen dafür zusammengestellt, daß im Volksglauben den Klängen zu allen Zeiten faszinierende und mystische Wirkungen zugeschrieben wurden. Im klassischen Alterthum war allgemein die Anschauung verbreitet, daß der Klang, der durch den Schlag auf Eisen- oder Bronzegegenstände hervorgebracht wird, die Kraft hat, jeden Schandfleck zu entfernen. Nach Apollodor wurden derartige Klänge aus diesem Grunde bei jeder Art von Sühnungs- und Heiligungszeremonien verwendet. Der Hefate, der mystischen Gottheit des Spul- und Zauberwesens, wurden Hunde geopfert; Sophron sucht dies damit

zu erklären, daß durch das Wellen der Hunde ebenso wie durch das Schlagen auf Bronze die Gespenster verschreckt würden. Bekannt ist aus dem Alten Testament die Scene, wie David's Harfe den bösen Geist in Saul beschwichtigt. Ebenso suchten die Gallier durch den Klang und die Melodie der Instrumente der Einwirkung der Dämonen zu begegnen. Die größte Bedeutung haben in dieser Beziehung jedoch die Gloden oder glodenähnlichen Instrumente. Den römischen Kindern wurden häufig kleine Verloques aus Metall um den Hals gehängt, zwei in einem Ring, so daß sie leicht aneinanderklagen. Sie hießen crepundra, das heißt Gegenstände, die ein Geräusch erregen sollen. In Pompeji, in Ungarn, an vielen Orten Rußlands, bei den Letzten hat man Halsketten und andere Schmucksachen mit solchen crepundra gefunden. Im egyptischen Saal des Louvre werden Ohrringe und kleine Gloden aufbewahrt, von denen viele Inschriften tragen wie: „Ich wende den bösen Blick ab“ oder „Ich zerstöre den Reid“. Beim Triumph des Julius Camillus wurden Glöden den zum Tode Geführten umgehängt, damit ihr Anblick den Leuten, die sie sahen, nicht schade. Welche Bedeutung das Glodenamulett schon früh in der christlichen Kirche hatte, beweist die Thatsache, daß der Kirchenvater Chrysostomus sich gegen ihren Mißbrauch wandte. Von den Hezen heißt es, daß, wenn eine Glode ertönt, während sie von ihren Dämonen vom Hezenabbath zurückgetragen werden, die Träger ihre Last zur Erde werfen und von Schreden gepackt fliehen. Auch andere Geräusche schüßen gegen Hezen. In manchen Theilen Deutschlands versammeln sich am Walpurgis-Abend die Männer auf einer Anhöhe, besonders an einem Kreuzweg, und lassen im Takte Peitschen knallen. In der Oberpfalz läßt der Schäfer im Frühling, wenn das Vieh auf die Weide kommt, im Namen der Dreieinigkeit seine Peitsche knallen. Soweit der Schall reicht, haben dann die Hezen keine Macht. Oder der Schäfer bläst ins Horn, und dann können während eines ganzen Jahres die Hezen nicht in den Bezirk kommen, den der Klang ausgefüllt hat. In Groß-Rußland hütet man Pferde vor dem bösen Blick, indem man kleine Glöden in ihrem Zaumzeug anbringt. Auch in China sind die Glöden der gewöhnlichste Talisman; man opfert ihnen sogar Ziegen. Oft tragen die Chinesen aber statt der Glöden selbst nur ihr Bild gemalt oder gestickt auf ihrer Kleidung. —

Physiologisches.

— **Bevölkerungsverhältnisse.** Die Ergebnisse der Forschungen des Wiener Physiologen Schenl über die Beeinflussung des Geschlechtes der Nachkommen, die vor einiger Zeit so großes Aufsehen in der ganzen Welt erregten, haben vor der nüchternen Kritik sich nicht als stichhaltig erwiesen, und heute ist kaum mehr die Rede davon. In der Erörterung für und wider ist aber merkwürdigerweise eine Thatsache nicht nach Gebühr hervorgehoben worden, ja, vielfach völlig unbeachtet geblieben, welche die einzige sichere ist, die in der ganzen Frage zur Zeit festgestellt werden konnte. Es ist die Beziehung des Alters der Eltern zum Geschlecht der Nachkommen. Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert hat Professor Hofader in den „Annales d'Hygiène“ die Ergebnisse einer statistischen Untersuchung mitgetheilt, von der nur zu bedauern ist, daß sie seitdem nicht in erweiterter Weise fortgeführt wurde, umso mehr, als Sadler in seinem Werk über das „Gesetz der Bevölkerung“ zu Ergebnissen kam, die damit vollkommen übereinstimmen. Hiernach ist bei gleichem Alter der Eltern oder wenn der Vater jünger als die Mutter ist, die Zahl der männlichen Geburten um nahezu ein Fünftel geringer als die der weiblichen. Ist der Vater älter als die Mutter, so überwiegt die Zahl der männlichen Geburten die der weiblichen in dem Maße, als das Alter des Vaters das Alter der Mutter übertrifft. Bei einem um zehn Jahre größeren Alter des Vaters kommen auf 100 weibliche Kinder durchschnittlich 125 Knaben, bei einem um zwanzig Jahre größeren Alter des Vaters fast 150 und in den Fällen eines noch größeren Altersunterschiedes sogar 200 Knaben. Die fernere statistische Untersuchung ergab, daß bei einem Alter der Väter zwischen 24 und 36 Jahren und einem Alter der Mütter von 36 bis 46 Jahren auf 100 weibliche Kinder nur 95 männliche entfielen, daß dagegen bei einem Alter der Väter zwischen 36 und 48 Jahren und jugendlichem Alter der Mütter (also unter 30 Jahren) die männlichen Geburten 177 pCt. der weiblichen betragen, bei mittlerem Alter der Mütter dieses Verhältniß auf 114 pCt. und bei noch größerem Alter der Mütter auf 109 pCt. herabging. Das gleiche Verhältniß zeigte sich auch in den Fällen, wo das Alter der Väter zwischen 48 und 60 Jahren betrug, nämlich 190 pCt. Knaben, deren Mütter zwischen 30 und 40 Jahren, und 164 pCt. Knaben, deren Mütter über 40 Jahre alt waren. Hiernach ist nicht daran zu zweifeln, daß die Altersverhältnisse der Eltern in bezug auf das Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten eine große Rolle spielen. — (Köln. Ztg.)

Technisches.

t. Eine Riesenuhr wird mit Beginn des kommenden Jahres in Philadelphia in Gang gesetzt werden. Ihr Durchmesser wird 25 Fuß betragen, der große Zeiger einen Raum von über einen Fuß in jeder Minute durchlaufen und über 200 Pfund wiegen. Diese Uhr wird ihren Platz an dem Thurme des neuen Stadthauses in Philadelphia, 360 Fuß über dem Straßenpflaster, erhalten, vier Zifferblätter besitzen und 120 000 Mark

kosten; sie wird gegenwärtig in einer großen Uhrenwerkstatt in Milwaukee gebaut. Die Uhr hat kein eigenes Werk, sondern wird pneumatisch durch eine astronomische Uhr in Betrieb erhalten, die so genau als möglich verfertigt werden muß. Diese Hauptuhr darf nicht der geringsten Erschütterung ausgesetzt sein, so daß sie nicht im Thurme selbst untergebracht werden kann. Es wird vielmehr dafür ein besonderer Pfeiler in dem Gebäude erbaut. Um sie gegen die Einflüsse von Temperaturschwankungen zu schützen, wird sie in eine große Glasglobe eingeschlossen und mit einer Vorrichtung versehen, die die Temperatur bis auf 2 Grad unverändert erhält. Die riesigen Zifferblätter am Thurme werden aus Glas verfertigt und bei der Dunkelheit von innen erleuchtet. Dies geschieht durch 150 Glühlampen für jedes Zifferblatt, ihre Strahlen werden durch Spiegel verstärkt. An der großen Uhr wird jedoch zweierlei fehlen, was man sonst an Thurmuhren als nothwendig voraussetzt. Einmal wird sie nicht die Stunden durch Glodenschläge anzeigen, wahrscheinlich weil man in Amerika neuerdings sehr gegen die Vermehrung aller Straßengeräusche eifert, zweitens werden die Zifferblätter keine Zahlen erhalten, sondern die Stunden und Minuten werden nur durch schwarze Flächen bezeichnet. Die Stundenzeichen werden durch 2 Fuß lange und 1/4 Fuß breite schwarze Flecken angegeben, die Minuten durch solche von 1 Quadratfuß Fläche. —

Humoristisches.

— Der deutsche Chemann. „Warum thust Du, wenn wir spazieren gehen, immer so umhahbar würdevoll, Edgar? In Hause kommst Du doch so nett und zärtlich sein.“

„Aber, beste Ida, kommst Du denn nicht begreifen: zu Hause bin ich Dein Männchen, auf der Straße bin ich der Mann!“ — („Simplic.“)

— Unbewusste Selbstkritik. „... Laß Dich nicht auslachen Kathi, so die Beleidigte zu spielen, weil Dich unsere G'vatterin einem „Schwammerling“ geheizen hat! Das ist doch was ganz Gemüthliches!“

„Ich dank! Schön gemüthlich! Wenn die mich einen Schwammerling heißt, dann meint sie gewiß einen giftigen!“ —

— Wie's kommen kann. Richter: „Sie sind wegen Schnellehens angeklagt; auch sollen Sie kein Licht gehabt haben.“ — Wer Kilometer die Stunde und ohne Licht, das ist ja eine kolossale Rücksichtslosigkeit gegen die Radfahrer!“

Angellagter: „Allerdings ging ich ohne Licht, das Del war mir ausgegangen, aber ich veräumte nicht, Glodenzeichen zu geben!“

Richter: „Das genügt nicht. Erst kürzlich verunglückte ein Radfahrer durch ein Kind, das ihm ohne Licht in rasendem Tempo unter's Rad lief. Wir müssen unsere Radfahrer schüßen. — 300 M. oder 4 Wochen Haft!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Während in anderen Gegenden Deutschlands die Trappen immer seltener werden, ja meistentheils gänzlich verschwunden sind, nimmt, wie die „Voss. Z.“ berichtet, am Westrand des Spree-waldes, namentlich im Dorfe Nagow, dieser große Vogel an Verbreitung immer mehr zu. —

— Sonntag Nacht sank bei Rossitten auf dem Kurischen Haff bei einem Sturm ein Kahn, wobei vier Personen, zwei Männer und zwei Frauen, ertranken. —

— Auf der Ostsee bei Reustrand kenterte, wie aus Stolp gemeldet wird, ein Fischerboot. Die Insassen, drei Frauen und ein Mann, ertranken. —

— Ein Breslauer Musikalienverlag kündigt in seinen Anzeigen als besonders empfehlenswerthe Neuheit einen „Kartenjammer-Marsch“ an. —

— Ein starker Schneefall, wie er seit Jahren nicht um diese Zeit vorgekommen ist, wird aus den bayerischen Alpen gemeldet. —

— Die drei Kinder einer Familie in Nagh-Mihalh (Ungarn) erkrankten gleichzeitig unter Vergiftungserscheinungen; zwei sind bereits gestorben, während das dritte noch auf den Tod darniederliegt. —

— Ueber den Untergang des Dampfers „Mohagan“ lauten die Meldungen noch immer widersprechend. Nach dem einen Bericht waren 150 Personen an Bord, nach dem anderen 133; gerettet sind bisher 49 Personen. Gegen den Kapitän werden neuerdings Anklagen laut; es heißt, er wäre betrunken und der Schiffskurs absolut unerklärlich gewesen. —

— Eine 93 Jahre alte Frau bei Dunmow in England rabelt noch. Häufig unternimmt sie von ihrem Dorfe aus Fahrten auf ihrem Zweirad, um Einkäufe zu machen. —

— Der amerikanische Wettfahrer Edwards hatte sich verpflichtet, ein Jahr lang täglich 160 Kilometer auf dem Rade zurückzulegen. Am 292. Tage verspürte er die ersten Schmerzen, den Anfang eines Typhusfiebers, er setzte aber doch seine Fahrt fort, bis er jetzt, nach 248 Tagen, zusammenbrach und starb. —